

## **Ich habe mich selten so geschämt – oder der Kampf mit der eigenen Scham**

Vortrag anlässlich der Buchvernissage «Die Scham in Philosophie, Kulturanthropologie und Psychoanalyse» vom 3. Juli 2006, Collegium Helveticum, Zürich

Erinnern Sie sich noch an Ihr letztes „erste Rendezvous“?

An all die Fragen, die Sie sich vor diesem entscheidenden Moment gestellt haben. An die Blicke in den Spiegel, in den Kleiderschrank? An die Stimme, die einen ständig daran erinnert, dass man zu hässlich, zu klein, zu dick, zu lang oder zu dünn ist? An das ungute Gefühl, dass weder Kleider, noch Körper, noch persönliche Ausstrahlung zu dem kommenden Anlass genügen können? Wahrscheinlich kennen wir alle diese nervenaufreibenden Momente, und dazu braucht man nicht einmal die grosse Liebe seines Lebens zu treffen. Nein, dazu genügt schon, sich um eine neue Stelle zu bewerben, vor fremden Leuten zu sprechen, und oft auch andere, harmlosere Begebenheiten in unserm Leben. Auf einen Schlag steht man neben sich und eine innere Stimme beginnt Partei gegen einen zu nehmen. Ich denke, dass es den meisten von uns so ergeht. Die anderen, deren innerer Beobachter, sich für Aussehen, Ausstrahlung und Erscheinung in Eigenlob überschlägt, ja, diese anderen werden wohl im Gegensatz zu uns das Rennen machen. Denn sie scheinen diese Stimme, die alles Vergangene und Sichergegläubte in Frage stellt, nicht zu kennen. Diese anderen stehen zu sich und ihren Mängeln und verkaufen sie den Mitmenschen und sich selber sogar als Vorteil. Mit diesem einfach Ratschlag verkaufen sich wenigsten Ratgeber in sicherem Auftreten millionenfach auf der ganzen Welt. Aber was machen wir, wir ändern, denen es einfach nicht gelingen will, sich diese Selbstsicherheit einzureden? Die es einfach nicht schaffen, diese innere Stimme zum Schweigen zu bringen. Selbst wenn sie die besten Argumente gegen diesen unbarmherzigen Richter in sich selbst aufbringen können? Was machen die, die sich in diesen Momenten schämen? Nun ja, sie schämen sich.

Aber was heisst das genau „sich schämen“? Um sich schämen zu können, braucht es mindestens zwei Wesen in unserer Brust. D.h. einen Erkennenden und ein Objekt der

Erkenntnis. Der Erkennende: scheinbar Herr der Lage, unbarmherzig, kalt und unbestechlich, das Objekt der Erkenntnis: ein klägliches, erbarmungswürdiges, kleinlautes Wesen, das sich am Liebsten in irgendeinem Loch weit weg verkriechen würde. In diesem Moment erlebt der Mensch deutlich, dass ihn scheinbar zwei Wesen bewohnen, von denen er keines so richtig zu beherrschen vermag.

In der Liebe, der Wut, der Angst, im Glück und im Hass empfinden wir uns nicht von uns selbst getrennt, wir glauben uns unsere Identität sicher. Wir glauben zu wissen, wer da liebt, sich ängstigt, wütend ist, sich glücklich fühlt oder hasst. Nämlich ICH. Der Erkennende, d.h. der Fühlende, der Handelnd bin ich, das Objekt der Liebe, der Wut, der Angst, des Glücks oder des Hasses ausserhalb von mir. In diesen Momenten fühlen wir uns nicht von uns selbst getrennt, wir identifizieren uns mit uns selbst. Sind wir eins mit uns selbst, unsern Gefühlen, Gedanken und unserem Körper, weil wir uns im Recht fühlen. Um uns selber hassen zu können, um auf uns selber wütende zu sein, müssen wir uns vorher für uns selbst schämen, d.h. uns selber ins Unrecht versetzen. Sich für einen andern schämen, scheint mir eher eine sprachliche Finte zu sein. Denn wenn ich mich z.B. für das schlechte Benehmen meiner beiden Töchter schäme, schäme ich mich im Grunde genommen nicht für meine Töchter, sondern dafür, dass ich als Vater scheinbar versagt habe. Womit ich wieder bei mir selbst lande.

Und sollte ich das nicht tun, bediene ich mich nur eines pädagogischen Tricks, um den anderen – in diesem Falle meine beiden Töchter - zu beschämen.

Tiefempfundene Scham kann nicht ausgelagert werden, sie betrifft in ihrer reinsten Form immer uns selbst.

Es stellt sich nun die Frage, welches Selbst in uns in dieser Situation wohl das Richtige ist. Das Erkennende, mit dem kalten, rationalen Blick, oder das Objekt der Erkenntnis: nämlich dieses kleine erbärmliche Wesen, dieses Nichts, das die eigentliche Ursache der Scham ist?

Sie werden sich vielleicht fragen, was das alles mit Schauspielern zu tun hat. Mit diesen professionell Schamlosen, die sich mit traumwandlerischen Leichtigkeit auf die Bühne wagen, um einen Abend lang ihr Publikum zu unterhalten. Woher sollten gerade sie wissen, was Scham ist, sie deren Beruf es ja zu sein scheint, keine Scham zu empfinden. Wie könnte jemand Scham empfinden, der sich in seinem Beruf auf keinen

Fall schämen darf? Scham darstellen ja, aber auf keinen Fall wirklich selber empfinden. Wer will schon jemand auf der Bühne sehen, der sich seiner selbst schämt? Ein Darsteller, welcher Art auch immer, der sich vor seinem Publikum schämt, erregt höchstens unseren Unwillen oder im schlimmsten Fall unser Mitleid. Gehört also eine gewisse Schamlosigkeit zur genetischen Grundausstattung eines Schauspielers? Ist Schamlosigkeit ein unverzichtbarer Teil schauspielerischer Begabung? Oder vielleicht sogar der wichtigste Teil überhaupt, wie so viel zu glauben scheinen?

Wie oft wird Schauspielern von Nicht-Schauspielern gesagt: „Ich würde mich das nie getrauen“ Wie viele von uns haben nicht einmal davon geträumt, Schauspieler zu werden, und sind es dann doch nicht geworden aus Angst sich zu blamieren? Nicht zu sprechen von all denen, die es irgendwo irgendwann einmal probiert haben und dann aufgaben, weil sie sich schämten? Empfinden die, die geblieben sind weniger oder gar keine Scham oder haben sie einfach nur die grössere Begabung, Scham zu verdrängen?

Schauspieler erzählen selten von ihren persönlichen, schamvollen Erlebnissen, denen sie immer wieder ausgesetzt sind. Ich habe es selten erlebt, dass Kollegen darüber reden, dass sie sich zu Zeiten schämen. Es scheint fast so, dass in Schauspielerkreisen, das Thema Scham ein Tabu ist. Dass niemand wirklich gerne darüber spricht. Und wenn, dann nur als Anekdote. Als etwas, das man irgendeinmal in längst vergangenen Anfängerjahren überlebt hat. Als heitere Geschichte zur Belustigung der Kollegen. Nach dem Motto: Narren zeigen ihre Wunden, Helden ihre Narben. Scham scheint kein Thema zu sein, über das es sich zu sprechen lohnt. Aber sind es nicht gerade oft Schauspielerinnen und Schauspieler, die sich ihre selbst mehr und öfters schämen, als viele andere? Ist vielleicht die Fähigkeit Scham zu empfinden ein nicht unwesentlicher Teil seiner Begabung? Diese Behauptung mag vielleicht absurd klingen, und sie ist es vielleicht auch, aber trotzdem möchte ich versuchen, diesen Gedanken weiter zu spinnen.

Erinnern Sie noch an die Anfangs gestellte Frage nach Ihrem letzten „ersten Rendezvous“? An all die Unsicherheiten, Selbstzweifel, an all die Ängste, in den Augen der oder des Angebetenen nicht zu genügen? Für nicht gut genug befunden zu werden. Dass in diesem Moment alles, was Sie zu sein scheinen, in Zweifel gezogen wird. Erinnern Sie sich, an die innere Stimme, die ihnen allen Mut nahm, an dieses

Unwohlsein im eigenen Körper. Dieser unerträgliche Moment, in dem man sich selbst innerlich in einem scheinbar objektiven Spiegel betrachtet, der wenig Gutes zu reflektieren scheint: nichts als ein kleines, unscheinbares Nichts. Nichts scheint vor diesem unbarmherzigen Spiegel Bestand zu haben, weder Karriere, Intelligenz, Geld, Begabung noch Ausstrahlung, Charme oder körperliche Erscheinung. Alles zeigt sich im kalten, unbarmherzigen Licht einer scheinbar unumstößlichen Realität. In diesem kurzen Augenblick quälender Scham zerrinnt ein ganzes Leben voller Erfahrung, Erfolg, Wissen und Selbstsicherheit zu einem Häufchen Elend. Alles auf das wir einst so stolz waren, scheint wie weggeblasen.

Nichts erledigt den Stolz so unerbittlich wie das Gefühl der Scham, und umgekehrt. Frei nach Shakespeare lässt sich zu diesem Zustand der noch unerklärten Liebe nur das eine sagen: „Und hast Du das nie durchlebt, so hast du nie geliebt.“

Nun ja, im wirklichen Leben wird man entweder erhört, und diese schrecklichen Momente nehmen ein schnelles, vorläufig glückliches Ende und werden schnell vergessen, oder man wird abgewiesen und schwört sich, in den nächsten Jahren eisern jegliches Rendezvous zu vermeiden, um das alles auf keinen Fall noch einmal erleben zu müssen.

Doch was hat das alles mit der Arbeit des Schauspielers zu tun?

Es geht um diesen fürchterlichen Moment des Nichts Seins, diesen kurzen Augenblick, in dem man sich auf nichts mehr verlassen kann, in dem alles, was ihm Leben gewonnen und erarbeitet wurde, in den Händen zerrinnt. Alles Sichergegläubte, das wir uns während Jahren erworben und erkämpft haben, all das entgleitet in diesem Augenblick, zerfällt in einem Bruchteil von Sekunden zu nichts. Auf einen Schlag sieht man sich selber mit anderen, kältern Augen. Die eigene Identität scheint einem in ihrer Nichtigkeit geradezu monströs zu sein. Es ist als verliere man den Boden unter den Füßen. Nirgendwo scheint es Halt zu geben. Der eigene Körper, das eigene Wesen wird einem zur unerträglichen Farce. Was bleibt, ist ein bohrender Zweifel, an all dem, was man zu sein scheint.

Ich selber kenne dieses Gefühl nur zu gut; es stellt sich mit erbarmungsloser Präzision immer wieder vor den ersten Proben einer neuen Produktion ein.

Schauspieler, Regisseur, Bühnenbildner, Kostümbildner, Dramaturgen, Teile der Direktion treffen sich – noch zu allem Übel meistens morgens - zu einer ersten Probe in einem tristen Probenlokal an irgendeinem Theater. Die meisten oder viele dieser Menschen sind einem mehr oder weniger unbekannt. Man weiss nicht, mit wem man es da zu tun bekommt. Wer sind diese Menschen? Was denken die über mich? Denken die überhaupt etwas über mich? Und wenn nicht, warum nicht? Wissen die wer ich bin, was ich schon alles erreicht oder noch schlimmer nicht erreicht habe? Ein Gedanke jagt den andern. Man bewegt sich unsicher und voller Zweifel mit verspannt unverspannter Lässigkeit in Mitten dieser Menschen. Mit zur Schau gestellter Lockerheit auch wenn sie noch so verkrampft unverkrampft daher kommen mag. In den Augen der meisten Beteiligten erkennt man, die gleiche gespannte, überspielte Ängstlichkeit. Kaum einer ist wirklich mit der Sache beschäftigt, sondern viel mehr mit sich und dieser inneren Stimme, die einfach nicht zur Ruhe kommen will.

Nachdem Konzept, Bühnenbild, Kostüme und andere Dinge besprochen wurden und eine erste Leseprobe stattgefunden hat, geht es zu ersten Proben auf die Bühne. Von nun an gibt es kein Entkommen mehr. Ab jetzt beginnt der Kampf mit der eigenen Scham.

Ich kann hier nur von meinen eigenen Erfahrungen erzählen, aber ich glaube, dass es den meisten meiner Kolleginnen und Kollegen nicht viel besser ergeht. Alles, was man über Jahre erlernt, geübt und erprobt hat, alles was gestern noch so mühelos funktionierte, alles, was man an Fähigkeiten zu glauben hatte, all das verlässt einen in diesem Augenblick vollkommen. Man fühlt sich einsam und verloren. Nichts, was man macht, alles, was man nicht macht, ist in diesem Augenblick fürchterlich und falsch. Man fühlt sich beobachtet von den Kollegen, dem Regisseur, dem Inspizienten, der Souffleuse und all den anderen Beteiligten. Selbstzweifel und Unsicherheit sind von nun an die ständigen Begleiter der meisten Proben. Und Scham. Wie beim „ersten Rendezvous“ überfällt einen ständig dieses unguete Gefühl sich selber gegenüber, dieses tiefe Misstrauen gegen alles, was man bis anhin zu sein schien. Der eigene Körper wird zum fremden Kleid, das einfach nicht passen will, man fängt an sich seines Körpers und all seiner grösseren und kleineren Mängel bewusst zu werden. Und

man wird immer dumpfer und schwerer. Stimme und Sprechwerkzeug, Fertigkeiten, die man Jahre lang geübt und gepflegt hat, versagen einem nun den Dienst. Fremde Sätze eines lebenden oder toten Autors, die man von sich gibt, klingen nichtssagend, falsch und hohl. Nichts gelingt. Man entlarvt sich selber permanent als Lügner und Schmierenkomödiant. Man wird sich auf die unangenehmste Weise seiner Unfähigkeit bewusst, und glaubt nichts, aber auch gar nichts zu können. Und man fängt an sich zu schämen.

Der Schauspieler stellt kein Produkt her, das er einpacken und ausstellen kann. Er schreibt kein Buch, das man in den Bücherschrank stellt, malt kein Bild, das sich an die Wand hängen lässt. Nein, mit seinem zu dicken, zu langen, zu dünnen Körper, mit seinem schütterten Haar, seinem nichtssagenden Gesicht, seiner Stimme, mit all dem, was er in dieser unserer Realität äusserlich ist, ist er zugleich das Produkt seiner Arbeit.

Laurence Olivier schämt sich während seiner ganze Laufbahn für seine Nase. Es gab keine Produktion, in der er sie nicht durch irgendeinen kosmetischen Trick zu verändern versuchte. Gerade in den Biographien von älteren Schauspielerinnen und Schauspielern kann man immer wieder nachlesen, wie oft sie sich in ihren Anfängerjahren schämten.

Ich glaube, persönliche Eitelkeit spielte dabei meistens nur eine untergeordnete Rolle. Diese Schauspielerinnen und Schauspieler schämten sich dafür Falschspieler zu sein, sie schämten sich für ihr Versagen, für ihr Unvermögen, für ihre Nichtigkeit.

Was aber treibt Menschen dazu, immer wieder die gleichen, erniedrigenden, beschämenden Erfahrungen zu machen? Wie kann sich ein scheinbar vernünftiger Mensch so was nur immer wieder antun? Für Geld, Karriere, Erfolg, Applaus? Für Errungenschaften mit schnellem Verfallswert und dazu noch in einem Beruf, in dem es die wenigsten zu einem geregelten Einkommen schaffen?

Kunst kommt von Können. Kommt Kunst wirklich nur vom Können? Wenn dem so wäre, könnte sich dann nicht jeder die technischen Fähigkeiten mit Ausdauer und Fleiss aneignen, und somit jede Form der Kunst erlernen? Oder gehört dazu auch Begabung? Und wenn ja, welche Art von Begabung? Ist Kunst nur eine Gleichung:  $Ku = k\ddot{o} \times b^2$ ? Wobei  $K\ddot{o}$  für Können und B für Begabung steht. Heisst das, dass ich mit

viel Begabung das ganze Können vergessen und mit sehr viel Können die Begabung wett machen kann? Und was hat das Ganze mit Scham zu tun?

Wie gesagt, wer sich schämt, hält sich eiskalt einen Spiegel vor. Nichts zählt mehr, nichts hält mehr Stand. Kaum ein anderer Mensch könnte uns grausamer und kaltblütiger aburteilen als dieser innere Beobachter, dem auch die kleinsten Mängel, die kleinsten Fehler nicht verborgen bleiben. Wir werden uns uns selbst gegenüber zum Monster. Auf der einen Seite ein monströser Richter auf der anderen Seite eine scheinbar monströse Nichtigkeit. Und all das geschieht im gleichen Augenblick in ein und demselben Menschen, der sich selber als ein ICH empfindet. Der Beschämende und der Beschämte sind ein und dieselbe Person. In diesen Momenten der Scham gibt es kein Beschwichtigen, kein kameradschaftliches Auf-die-Schulternklopfen vom einen ICH zum andern ICH mehr, nein, erbitterter Kampf ist angesagt.

Das eine ICH entreisst dem anderen ICH alle Illusionen. Da gibt es nichts mehr, an das man sich halten könnte, nichts, das einen trösten könnte. Selbstzerfleischung ist angesagt und man möchte sich nur noch in irgendeinem dunkeln Loch verkriechen.

Weit weg von allen andern und weit weg von der ganzen Welt. Die eigene Biographie, die eigene Persönlichkeit ist zur nutzlos, sinnenleerten Maske geworden. Man ist sich selber seltsam fremd geworden. Ein Nichts.

Doch hier beginnt die Geschichte – im besten Fall - eine Wende zu nehmen. Denn dieses Nichts ist nicht Nichts. Dieses Nichts atmet, existiert, es ist. Dieses Nichts bin ICH. Dieses ICH ist zum offenen, leeren, unmöblierten Raum geworden. Leer und unbewohnt. Losgelöst von allem Gelebten, Gedachten, Gefühltem, Aufgezwungenem und Alten eröffnet sich dem Spieler für einen flüchtigen Augenblick sein wahres Wesen. Scham wird zum waghalsigen, schmerzhaften Sprung ins Nichts, zum Sprung ins Hier und Jetzt des eigenen Daseins. Dieses Hier und Jetzt kennt weder Vergangenheit, noch Zukunft. Und wo Zukunft und Vergangenheit enden, da enden auch Ängste, Sorgen und endloses Planen. Der Gedanke an Erfolg oder Misserfolg hat keinen Zutritt. Scham wird zum Vorboten eines Todeskampfes. Eines Todeskampfes des vermeintlich Erreichten, des gelebte Lebens, mit all seinen Sicherheiten und scheinbaren Erfolgen. Der Schauspieler, jeder kreative Mensch, der sich diesem Prozess stellt, entblösst sich in diesem Moment all seiner Masken. Wie lieb sie ihm auch geworden sein mögen. Der Preis für diesen Kampf ist reine Magie: reines

selbstvergessenes Spiel. Spielen um seiner selbst willen. Unberechenbar, unplanbar und unbeherrschbar.

Letztlich auch sinn- und zwecklos, da Sinn und Zweck jegliche Bedeutung verloren haben. Denn dieser Zustand, erklärt sich durch sich selbst, ihm kann nichts hinzugefügt noch weggenommen werden.

Welch ein Gegensatz zu unserem täglichen Leben, in dem wir alles zu begründen und zu erklären versuchen. In dem wir allem und jedem Sinn und Zweck zuordnen zu müssen glauben. Welch ein Gegensatz zu einer Welt, die wir immer wieder auf eine uns erklärbare und sinnvolle herunterzubrechen versuchen. Sisyphos. Seit Menschengedenken versucht der Mensch eine unerklärbare Welt erklärbar und damit beherrschbar zu machen. Doch jedes System bleibt Fiktion. Unser Leben, die ganze Welt, sie bleiben das, was sie sind, ein Geheimnis. Unerklärlich und unbeherrschbar. Religion, Philosophie und Wissenschaft jeglicher Art mögen vielleicht eine Zeitlang wirksame Trostpflaster sein, die helfen und lindern können, die vorläufige Antworten zu geben vermögen. Aber jede Antwort wirft eine Frage auf. In endloser, nie enden wollender Reihenfolge.

Doch es gibt diesen magischen Moment, in dem alle Fragen vergessen zu sein scheinen, in denen man einfach nur ist. In denen man nichts Bestimmtes, nichts Greifbares, nichts Definierbares zu sein scheint, sondern einfach nur ist. In denen man sich weder um das Gestern noch um das Morgen kümmert. Der Moment, in dem man sich selbst vergisst. Die innere Stimme schweigt, die Zweiteilung in Beobachter und Objekt der Beobachtung im Innern ist aufgehoben. Was bleibt ist leerer Raum. Keine Vergangenheit, keine Zukunft, keine Gedanken, keine Sorgen, keine Ängste, keine Ziele, keine Pläne. Nichts. Und doch atmet, lebt man, ist man. „Ich bin, der ich bin.“ Selbstverständlich und fraglos. Reines Bewusstsein. Erklärbar weder als Rausch noch als Trance, weder als Schlaf noch als Traum, noch als Alltagsbewusstsein. Undefinierbar. Das Gesetz der Kausalität scheint aufgehoben. Alles fließt einem zu. Grundlos. Vielleicht nur zu umschreiben mit grenzenloser Leichtigkeit. Selbstvergessenheit wird zur Selbstfindung.

Heinrich von Kleist beschreibt in seinen Aufsatz „Über das Marionettentheater“ den Verlust und den Kampf um diesen paradiesischen Zustand folgendermassen:



„Ich sagte, daß ich gar wohl wüßte, welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie des Menschen, das Bewußtsein anrichtet. Ein junger Mann von meiner Bekanntschaft hätte, durch eine bloße Bemerkung, gleichsam vor meinen Augen, seine Unschuld verloren, und das Paradies derselben, trotz aller ersinnlichen Bemühungen, nachher niemals wieder gefunden.

Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren, mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war. Er mochte ohngefähr in seinem sechszehnten Jahre stehn, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, daß wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch eine Entdeckung er gemacht habe. In der Tat hatte ich, in ebendiesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte – er sähe wohl Geister! Er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehn lassen, mißglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen – was sag ich? die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten: –

Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem anderen verließ ihn. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Netz, um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergötzt hatte.

Nun, mein vortrefflicher Freund, sagte Herr C..., so sind Sie im Besitz von allem, was nötig ist, um mich zu begreifen. Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen

Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt. – Doch so, wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der andern Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d.h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott.

Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?

Allerdings, antwortete er; das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“

Wie Kleists Jüngling sucht der Schauspieler verzweifelt wieder diesen Zustand der Unschuld. Und auf seiner Suche, schämt er sich seiner, den er weiss, dass all sein Können, all seine vergangenen Erfolge, all sein Ansehen, nichts bedeuten, im Angesicht dieses paradiesischen Zustands. Dass sein Können, sein Wissen, sein Ansehen diesen Zustand nicht erzwingen können. Er weiss im tiefsten Innern, dass sich dieses Paradies letzten Endes nicht erarbeiten, nicht erkämpfen, nicht beherrschen, nicht verdienen lässt; dass es ein Geschenk ist und bleibt. Ein Geschenk aus dem Nichts. Er muss beschämt begreifen, dass sein bewusster Verstand am Ende keine Macht über die Magie und das Geheimnis hat und dass alle vergangen, gegenwärtigen und zukünftigen Erfolge vielleicht nur ein Zufall sind, mehr nicht. Wie könnte man sich da nicht schämen? Vielleicht ist Scham für den Schauspieler, für jeden kreativen Mensch, nichts anderes als eine körperlich wahrnehmbare Form von Intelligenz. Ein Wegweiser, der ihm zeigt, wie weit er von sich selbst und seinem eigentlichen Ziel – nichts als Medium zu sein – entfernt hat. Und somit würde die Fähigkeit, sich schämen zu können, die Fähigkeit, Scham zu empfinden im Angesicht dieser Tatsache zum unverzichtbaren Bestandteil seiner Begabung.

Shakespeares Widerspenstige meinte schlicht und ergreifend dazu:

Kommt, kommt, ihr schwachen und verbohrten Würmer,  
Mein Wille war so fest wie irgendeiner,  
Mein Herz so stark, mein Machtrieb wohl noch stärker,  
Jetzt weiß ich, unsre Lanzen sind aus Stroh,  
Die Schwäche grenzenlos,  
Und wo wir nichts sind, darin sind wir groß.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Deo gratias

© Oscar Sales Bingisser  
Postfach 3  
CH-8840 Einsiedeln